

(Nachdruck verboten.)

24)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Otteneder las diese Beschuldigung mit Aufmerksamkeit und schüttelte den Kopf:

„Klingt eigentlich sonderbar,“ sagte er. „Warum schreibt der Mann das auf? Wenn es die Leute wußten, war es überflüssig. Wußte es niemand, dann konnte der Pfarrer nur zufrieden sein, daß die Sache wenigstens kein Aergernis erregte.“

Folium sechs. Ergebene Mitteilung des Pfarrers Jakob Baustätter, daß sich in der Gemeinde ernsthafte Stimmen gegen die Wahl erheben. De dato 28. November.

Folium sieben. Dringende Beschwerden, nachträglich erhoben von Erlbacher Gemeindebürgern gegen die Person des Andreas Vöst. „Ein hohes Bezirksamt möge die Wahl ungültig erklären, indem die Betreffenden keine Kenntnis hatten, daß etwas vorliegt. Die gehorsamst Unterfertigten sind im christkatholischen Glauben erzogen und sehen mit Furcht und Schrecken, daß ein öffentlicher Feind der Kirche an der Spitze steht.“ „Gm! Der Satz kommt aus dem Pfarrhof.“ — „Die Unterfertigten bitten dringend, daß nicht Streit und Haß in die Gemeinde kommt, indem bereits der Andrea Vöst die gläubigen Christen am Halse würgt und bedroht und es jedenfalls noch viel ärger wird.“

Folgen die Unterschriften: Sebastian Stollreiter, Hieranglbauer, Jakob Ertl, Lorenz Deindl, Kaspar Umbricht, Heißbauer, Martin Salvermoser, Georg Fent, Johann Geitner, Lorenz Amesreiter.

Nächt Leute. Das muß dem Herrn Baustätter Arbeit gekostet haben!

Noch etwas? Bescheinigung des Beigeordneten Kloiber. In der Angelegenheit zc. Sühneversuch abgehalten. Im Verlauf desselben geriet der Bürgermeister Vöst so in Wut, daß er den Hieranglbauern Sebastian Stollreiter angriff und mißhandelte.

„Gm! Endlich etwas Positives! Wenn die Sache so weit gediehen ist, daß es zu Tötlichkeiten kommt!“

Otteneder trat wieder ans Fenster.

Da unten stand noch immer der Schuhmacher Prantl; er hielt die geballte Faust an die Stirne. Offenbar wollte er recht überzeugend wirken.

Und der Bezirksamtman sagte vor sich hin: „Es schadet nicht, wenn die Leute den Zügel spüren. Ich werde die Bestätigung versagen.“

11. Kapitel.

Sylbester Mang war ein stiller und bescheidener Mensch. Er fügte sich in den Willen derer, welche ein Recht auf seinen Gehorsam hatten, und dachte nicht viel über seine eigenen Wünsche nach.

Er hatte sich nicht gefragt, ob ihm der geistliche Beruf zusage. Er wußte es nicht anders, als daß er Theologie studieren müsse.

So war es bestimmt von Anfang an; von der Stunde an, in welcher die alte Veronika Mang ihrem Schwager, dem reichen Sponninger von Pafenbach, in die Hand versprach, es solle der kleine Sylbester auf das geistliche Fach studieren und dereinst die Messe lesen zu Ehren Gottes.

Sylbester erinnerte sich oft an jenen Tag. Wie die Mutter so stolz war und geschwind aus der Stube lief, daß sie es gleich der Nachbarin sagen konnte.

Und wie sie dann mit ihm zum Schneiderfranzl ging, der zwei Anzüge anmessen mußte. Einen schwarzen dabei auf den besonderen Wunsch des Vaters, damit sich die Sache gleich geistlich anfühle. Das gab ein Staunen und Bewundern, als der schwarze Rock fertig war!

Er hing dem kleinen Sylbester über die Knie herunter, die Schultern saß auf halber Brusthöhe, und die Ärmel streckten sich vor bis auf die Fingerspitzen.

Überall war der Rock zu weit und zu lang.

Aber der Schneiderfranzl sagte, so wäre es recht, und so müsse es sein. Denn die engen Röcke sähen so windig aus und paßten nicht für das studierte Wesen

Da lachte die Veronika Mang von Herzen vergnügt und freute sich über den kleinen Sohn und den großen Rock. Und dann mußte Sylbester seine schuldige Aufwartung machen beim alten Pfarrer Maurus Geld.

Der lachte auch, wie er den neuen Lateiner sah, und sagte: „Du schaust ja aus wie nochmal ein geistlicher Rat. Verlier nur den Mut nicht! Discendo crescimus oder crescendo discimus muß es bei Dir heißen; im Wachsen lernen wir. Wenn Dir der Rock einmal knapp sitzt, hernach bist Du schon ein Gelehrter.“

Und er holte sein Lieblingsbuch vom Spinde herunter, Forsteneichers Naturbilder. „Das will ich Dir schenken, parvule,“ sagte er, „es ist ein herrliches Buch. Darin sollst Du lesen, wie brav es der liebe Gott meint mit unserer Welt.“

Dann schrieb er auf die erste Seite:

„Perfer et obdura, labor hic tibi proderit olim. Halte aus und arbeite, kleiner Sylbester, später wird es Dir nützen. Denke zuweilen an Deinen geistlichen Lehrer Maurus Geld.“

Wohl dachte er oft an den gütigen Mann, der ihn später fragte, ob er auch die Kraft fühle für den geistlichen Stand.

„Es ist nicht immer leicht, auf dem einsamen Weg zu gehen. Manches Mal hält man den Schritt an und möchte lieber umkehren.“

Damals durfte er die Frage heiter bejahen. Er lernte gern und dachte nicht über die Schule hinaus.

Oder nur so, daß er sich auf die Ferien freute. Auf das Herumschlendern in des Herrgotts grünem Wald, an der Seite des würdigen Pfarrers Geld.

Der fragte ihn ordentlich aus, ob er die Pflanzen und Tiere kenne und die Sprache der Natur verstehen lernte aus den Schilderungen des Meisters Forsteneicher.

Und Sylbester bestand die Prüfung mit Ehren. Denn ihm selber war das Buch, welches so treuherzig erzählte, lieb geworden. Und dann mußte er ihm berichten, wie das Studium vorwärts ging.

Der Alte hörte lächelnd zu, wenn der Junge in Eifer kam und die Schönheit des Gelernten rühmte.

„So ist es recht, parvule. Bleib nur dabei und verlier mir die Wärme nicht!“ — „Es wird einmal trockener kommen,“ sagte er ein anderes Mal, „die artes liberales werden in den Winkel gestellt, wenn es über die Dogmatik und Homiletik hergeht. Vergiß darüber nicht alles, was Dich jetzt freut. Libri amici optimi; die Alten bleiben uns gute Freunde.“

Und an einen Tag erinnerte sich Sylbester oft und gerne. Es war ein Sonntag im August. Nach der Kirche gingen Geld und er über die Felder gegen Webling zu. Das Korn stand in der Reife. Von Hügel zu Hügel dehnte sich der goldgelbe Segen. Ueber den Wald herüber kam der frische Morgenwind und rauschte in den Kronen der Bäume.

Dann ging er lieblosend über die Fluren. Die Halme bogen sich, und leichte Schatten liefen über das Gold vom Fuße des Hügels bis hinauf, wo die Lehren in den blauen Himmel ragten. Da nahm Maurus Geld den Hut ab und sah mit leuchtenden Augen in die schöne Gotteswelt.

„So denke ich mir den Herrn Christus am liebsten,“ sagte er, „wie er segnend durch die Felder wandelt. Und just so müßte sich das ansehen wie hier. Daß es wie ein Hauch geht über die Halme, die sich ehrfürchtig beugen vor des Menschen Sohn.“

Vor der Menschen Freund, parvule, der die Armut weichte und den Reichen den Himmel bewehrte; das haben wir vor ihm als besten Gewinn, daß er das Leben der Kleinen und die Arbeit verklärte.

Die Menschen wissen es freilich nicht mehr, und die am wenigsten, welche seine Lehre den Fürsten und Herren mündgerecht machen. Auch Du kannst mich heute verstehen, parvule. Nein, nein! Später einmal, wenn Dir die tiefe Wahrheit klar wird, daß aus dem alten Fluche ein Segen wurde. Im Schweißes deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“

Sylbester verstand den Alten nicht, aber er dachte wohl, daß es gut sei, wie alles, was er sagte.

Er hing mit gläubiger Verehrung an dem Manne, und es war sein erster großer Schmerz, als ihm die Mutter nach

Was willst Du mir beibringen? fragte Olenin, dessen Teilnahme für den Alten immer mehr wuchs.

Auf die Jagd will ich Dich führen, Fische fangen lehren, die Fischereischengen will ich Dir zeigen, ein Schächchen, wenn Du willst, auch das will ich Dir schaffen. Siehst Du, solch ein Kerl bin ich! Bin ein Spatzvogel! — und der Alte lachte. — Ich will mich sehen, Freund, ich bin müde; karga? fügte er fragend hinzu.

Was bedeutet karga? fragte Olenin.

Das bedeutet „gut“ auf grusinisch. Ich sage oft so, es ist so eine Redensart von mir, mein Lieblingswort: karga, karga; wenn ich das sage, so scherze ich. Aber Freund, laß doch den Most bringen. Hast Du einen Soldaten zur Bedienung, ja? Iwan, rief der Alte, nicht wahr, bei Euch heißt jeder Soldat Iwan? Deiner heißt auch Iwan, nicht?

Recht, Iwan. Wanjuscha, laß Dir von den Wirtsleuten Most geben und bringe ihn her.

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

November.

Schon früher habe ich einmal erklärt, daß Prießle sich nicht durchaus zu den sogenannten ältesten Leuten gezählt wissen will, aber er ist bereits Großvater. Seine älteste Tochter, die ich auch gern gehabt hätte, hat kürzlich einen kleinen Jungen bekommen und die zweite hat schon die Erstlingswäsche im Spind, wenn sich, wie sie hofft, auch bei ihr ein kleiner Prinz anmeldet. Trotzdem aber Prießle keiner der Ältesten ist, gehört er auch nicht zu den Jüngsten, denn er steht, wie er selbst sagt, gerade in den besten Jahren. Wenn man in diesen Jahren steht, so hat man sicher schon manches erlebt, aber ein so trockenes Jahr wie das gegenwärtige, namentlich einen so trockenen Herbst, will Prießle tatsächlich noch nicht erlebt haben. Schon der Vorommer war für den Laubenkolonisten ungünstig. Vom 14. Juni bis 4. Juli, also durch 21 Tage, ist in Berlin auch nicht ein Tropfen Regen gefallen. Dann setzte die Trockenperiode wieder am 27. September ein, und ist in dieser ganzen Zeit nur einmal, in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober, durch einen ganz schwachen Regen unterbrochen worden, von dem aber nur etwas in Berlin und nichts in den östlichen Vororten gefallen ist.

Nicht nur Prießle, sondern auch vielen anderen Kolonisten, die sich die Brunnen selbst gebaut haben, sind sie zugleich mit dem Petersbager Dorsteich ausgetrocknet, aber auch der berühmte Fischteich bei Prießle liegt trocken. Als das Wasser mehr und mehr verschwand, die Ufer steiler und steiler wurden, und die Fische schon auf dem Rücken schwammen, machte ich Herrn Prießle, der sich viel mit naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigt, den Vorschlag, nun einmal in seiner Reichwirtschaft die Darwinsche Theorie von der Anpassungsfähigkeit bei den Fischen zu erproben. Ich sagte ihm, da das Wasser immer weniger wird, würden sich die Fische vielleicht in Landtiere verwandeln, so daß sie ihm späterhin, wenn der Grundwasserstand steigt, womöglich erlaufen könnten. Auf diese Probe ließ sich aber Prießle nicht ein, was ich ihm kaum verdenken kann. An der tiefsten Stelle des Teiches hat er für die Trockenzeit die große Waschkütte seiner Frau eingegraben, mit Wasser gefüllt und die kaltblütige Gesellschaft hineingetrieben, und Frau Rosine hat ihm feierlichst versprochen, mit der großen Wäsche zu warten, bis das Grundwasser wieder hochgekommen ist. In dieser Trockenzeit las Prießle verschiedenes über Wünschelrute und Wasserfunde. In seiner Not hat er sich selbst eine Rute geschnitten, mit der er in der ganzen Kolonie nach Wasser suchend vergeblich umhergelaufen ist, bis er schließlich die Wassersucherei zum Teufel wünschte.

Wir haben übrigens draußen in Neu-Vogelsdorf, wo ich mich nebenbei bemerkt, auch angesiedelt habe, um möglichst in der Nähe meines Freundes Prießle zu sein, den Wassermangel in diesem Jahre noch in besonderer Weise fühlen müssen. Wir haben dort einen großen Gemeindefee mit viel Schlamm und wenig Fischen, der an einer Stelle aber einen sandigen Strand zeigt. Trotz aller Proteste der „hochwohlwöhllichen Amts- und Gemeindevorsteher“ haben wir diesen See zum Familienbad gemacht, wo Mann, Weib und Kind nach Herzlust und harmlos zusammen baden, da für Vogelsdorf bis heute glücklicherweise weder Auskleidekabinen noch die Form und Farbe der Badehosen vorgeschrieben wurden. Die Ueberkultur, die alle Welt belebt, hat sich noch nicht nach Vogelsdorf erstreckt. Prießle, der gewöhnlich mit seiner ganzen Familie an den Strand kommt, ist als Mitglied des Vereins „Wasserfrosch“ Oberschwimmer, Kopspringer und Solotauer zugleich und erregt bei seinen Schwimmübungen das allgemeine Aufsehen. Durch die andauernde Trockenheit hat aber auch der Vogelsdorfer See schließlich das Wasser lassen müssen, wodurch die Familienbadeanstalt durch höhere Macht, d. h. durch Naturereignis, zur Auflösung gelangt ist, und die gemeinschaftlichen Bäder, da es auch zu kalt geworden, nun, nach Geschlechtern getrennt, in den städtischen Schwimmbädern genommen werden.

Prießle und anderen mag es ein Trost sein, daß auf trockene Jahre immer, vorausgesetzt, daß alles glatt abläuft, ein gutes

Obstjahr folgt bzw. folgen kann. Die Dürre hat den Holztrieb der Bäume gemäßig und einen kolossalen Blütenantrieb befördert. Von Schuppenfüllen vielfach umschlossen, überstehen diese Blütenknospen schadlos den Winterfrost, um mit Erwachen des nächstjährigen Frühlings weithin die Obstpflanzungen in blendendweißen und rosafarbenen Blütenschnee zu hüllen. Wesentlich verzögert wurden durch die Dürre die verschiedenen Herbstarbeiten, namentlich die Neupflanzung von Bäumen. Durch die große Trockenheit zögerten die Baumschulen mit dem Ausgraben und Versenden der bestellten Pflänzlinge, die erst jezt zum Versand kommen und nach der Pflanzung reichlich bewässert werden müssen.

Daß meine Ratschläge im vorigen Bericht, frostempfindliche Pflanzen, Blumenzwiebeln und Knollen bald einzuwintern, am Platze waren, bewiesen die Nachtfröste. Der erste Frost, dem die empfindlichen Gemüsepflanzen, wie Gurken, Kürbisse, Tomaten und Bohnen, zum Opfer fielen, stellte sich in der Nacht vom 6. zum 7. Oktober ein, der zweite, weit stärkere Frost, in der Nacht vom 20. zum 21., in welcher das Thermometer auf - 7 Grad Celsius fiel. Was an Edelmalien, Begonien und sonstigen empfindlicheren Blumen noch von diesem Frost getroffen wurde, das hatte den Todesstoß. Hier und da sind in einigen Gärten auch die spätesten Birnen und Äpfel, die man sonst gern bis zum November an den Bäumen läßt, so von der Kälte getroffen worden, daß nichts anderes übrig bleibt, als sie raschestens zu Nus, oder bei größeren Massen zu Selee zu verarbeiten.

Die Hauptarbeit des Herbstes ist und bleibt das Graben. Im Sandboden muß aber auch mit dieser Arbeit noch gewartet werden, da das Erdreich, wie Prießle sagt, immer noch pulvertrocken ist, woran auch Nebel und Nachtau nichts ändern können, so daß es wie Staub vom Spaten herunterfällt. Der Parzellenbesitzer und Laubenkolonist soll aber bereits Vorbereitungen für diese Arbeit treffen, um bei geeigneter Witterung gleich damit beginnen zu können. Die wichtigste dieser Vorarbeiten ist die Beschaffung des Dungs. In Groß-Berlin liegen die Verhältnisse so, daß man sogenannten Straßenschlud fast umsonst und Außerdem sehr billig, für höchstens 10 Pfg. pro Zentner, bekommt, da die Melereien im Innern der Stadt froh sind, wenn die Händler den Mist fortkommen, während Pferdeungedung doppelt, gewöhnlich aber dreimal so hoch bezahlt wird. Nun ist es aber verkehrt, anzunehmen, daß Pferdemist, weil er am teuersten, auch am besten sei. Nichts ist unrichtiger als dies; für unseren Sandboden ist Kuhmist entschieden vorzuziehen, weil er die Feuchtigkeit anhält und lange wirkt, während Pferdeungedung Hitze erzeugt und den an und für sich schon warmen Sandboden noch wärmer und trockener macht. Der hohe Preis des Pferdeungedung rührt daher, daß er zur Anlage von Mistbeeten in Gärtnereibetrieben fast unerlässlich ist, dazu kommt noch, daß er mit der Ueberhandnahme der, wie Prießle sagt, verfluchten Automobile solange rar wird, bis der letzte Gaul beim letzten Rohschlächter das Zeitliche gesegnet hat. Dann wird man vielleicht im Museum für Naturlunde in der Invalidenstrasse einige präparierte „Pferdeäpfel“ als Raritäten anstaunen.

Wenn man die Gartenstädte der östlichen und nördlichen Vororte und die Laubenkolonien durchwandert, so sieht man häufig, daß die Kolonisten den angefahrenen Dung wochen- und selbst monatelang auf Haufen liegen lassen. Es dürfte an der Zeit sein, darauf hinzuweisen, daß dies eine ganz verkehrte Maßnahme ist, durch welche der Dünger ganz erheblich an wichtigen Nährstoffen einbüßt. Er wird, auf Haufen liegend, durch das Regenwasser ausgelaugt, abgesehen davon, daß bei solchem Lagern der Stickstoff in Form von freiem Stickstoff und als Ammoniak in die Luft entweicht. Schließlich kann man die Beobachtung machen, daß nur der Platz, auf welchem der Haufen lag, durch das Lagern überreichlich Nährstoff zugeführt erhielt, während von dem Mist, dessen Preis durch Verladen, Fracht und Fuhrspesen sich wesentlich verteuert, nichts als ein verhältnismäßig kleines Humushäufchen übrig blieb. Muß der gekaufte Dünger durchaus einige Wochen liegen, so empfindet es sich, den Haufen vollständig mit dem ihn umgebenden Erdreich abzudecken, um wenigstens das Entweichen des Stickstoffs zu verhindern, und kann man das Grundstück nicht sofort graben, so ist es immer noch besser, den Dung schnellstens gleichmäßig über die Beete zu verteilen, für welche er bestimmt ist, weil dann wenigstens die durch die Niederschläge ausgelaugten Nährstoffe dem ganzen Lande gleichmäßig zugute kommen.

Was ich vorstehend ausführte, das habe ich Herrn Prießle haartklein mündlich auseinandergesetzt. Er hat's begriffen und weiter erzählt, und von jedem, dem er es erzählt hat, ist er angehört worden. Prießle will, ich muß es immer wieder in seinem Namen erklären, durchaus nicht berühmt werden, und wenn man ihm bei Lebzeiten in der Kolonie einen Denkstein errichten würde, er selbst ginge ihm immer, dessen bin ich sicher, aus innerer Scheu aus dem Wege, aber er kann es nicht verhindern, daß er bekannt und bekannter wird. Eine Folge dieses Bekanntheits ist es, daß er ständig mit brieflichen Zusendungen überlaufen wird; die Redaktionen von Fachzeitschriften, Jahrbüchern und Kalendern ersuchen ihm um seine „hochgeschätzte“ Mitarbeit, die verschiedenen Kolonisten- und Grundbesitzervereine um die Abhaltung von Vorträgen. Die ersteren ziehen meist leer ab, denn Prießle hat, offen gestanden, für literarische Tätigkeit keine rechte Meinung, weil er noch nach der alten Orthographie schreibt, mit welcher er es übrigens auch nicht so genau nimmt, lieber den „Kleingarten“ als Duden's

orthographisches Wörterbuch studiert, weil er keine 5 Minuten ruhig sitzen kann, und schließlich behauptet er, daß bei der Gelbigkeit sein Hände zum Schreiben zu hart geworden wären; jedesmal wenn er einen Grundstrich machen will, gibt es einen furchtbaren Spritzer aufs Papier. Aber auch mit den Vorträgen hat Priekle großes Pech; wohl kann er reden, wenn auch nicht so gut wie seine Frau, aber er hat keine Lust, umsonst zu reden, denn auch die Abgeordneten lassen sich, wie er sagt, Diäten auszahlen, selbst diejenigen, die im Reichs- oder Landtage höchstens den Mund einmal zum Gähnen aufmachen. Priekle vertritt als Redner den Grundsatz, nicht honoris causa, d. h. nicht der Ehre halber, sondern nur „honoraris causa“, also für bares Geld zu reden. Körperlich arbeiten will er gern für 75 Pf. die Stunde, aber reden nicht unter 10 M. Auf jede Einladung antwortet nun Priekle zunächst mit seiner Forderung, weil aber in den Berliner Kolonien wohl Kartoffeln und Kohlrüben, aber keine Gold- und Silbererze gegraben werden, herrscht in den Klassen der Kolonistenvereine meist eine gähnende Leere, während das Bankrot der wenigen Grundbesitzervereine, die sich rühmen, ein solches zu besitzen, meist furchtbar angegriffen ist, so daß man es wohl oder übel vorzieht, auf Priekle als Vortragskünstler zu verzichten.

Kleines feuilleton.

Haarveränderung nach Krankheiten. Vor mehreren Jahren erregte es allgemeines und großes Aufsehen, daß jemand Krankheiten lediglich dadurch erkennen und danach heilen zu können erklärte, daß er, ohne die Leidenden sonst irgendwie zu untersuchen, ja vielfach ohne sie auch nur zu sehen, einige ihrer Haupthaare unterjuchte. Tausende von Kranken eilten zu ihm hin, wohl aus Verzweiflung und Schwäche, und man wunderte sich, wie so etwas sich in unserem Zeitalter der Naturwissenschaft derart breit machen konnte. Und dennoch steckte in diesem Ansinn ein Küntchen Wahrheit, freilich ohne daß der Heilende selbst davon Kenntnis hatte, und selbstverständlich ohne daß ihm dies auch nur irgendwie zur Entschuldigang angerechnet werden kann. Man weiß schon lange, daß nach gewissen Krankheiten die Haut sich in kleineren oder größeren Stücken vom Körper ablöst und von ihm abfällt. Man erklärt dies so, daß in der Krankheit die im Organismus enthaltenen Substanzen, die zur Ernährung und zum dauernden Wiederaufbau des Körpers dienen, stärker als sonst zur Heilung des erkrankten Körperteils herangezogen werden, so daß für die dauernd wiederwachsende Haut wenig übrig bleibt, diese also sich in dieser Zeit nur schwach entwickelt, und diese schwachen Hautteile fallen dann sehr leicht ab. Aufmerksame Beobachter werden auch schon bemerkt haben, daß während einer Krankheit an einem oder mehreren Fingernägeln eine Quersfurche entsteht, die nur ganz langsam verschwindet. Diese Erscheinung beruht auf einer ähnlichen Ursache, wie die an der Haut gemachte Beobachtung; in der Krankheit kann weniger Substanz zum Aufbau der Fingernägel verwendet werden, und so bildet sich in ihnen eine schwächere Stelle, die sich eben als Quersfurche darstellt. Vor einiger Zeit haben nun Aerzte, besonders Spezialisten für Haarkrankheiten, an den Haaren eine entsprechende Tatsache festgestellt. Sie fanden, daß bei Leuten, die gewisse Krankheiten, besonders solche fieberhaften Charakters überstanden hatten, an den Haaren eine ganz besondere Veränderung zutage tritt. Das Haar stellt dann nicht eine zylindrische Röhre mit überall gleicher Dicke dar, sondern es zeigt an einer Stelle eine Einschnürung, eine Verdünnung. In vielen Fällen kann diese dünnere Stelle nur bei der mikroskopischen Beobachtung erkannt werden, es kommt aber auch vor, daß der erfahrene Arzt, der mit dem Aussehen der Haare durch vielfache Beobachtung genau vertraut ist, schon bei der Beobachtung mit dem bloßen Auge die Veränderung merkt. Er sieht dann, daß der Weiriffende, der ihn vielleicht einer ganz anderen Ursache, einer Haarkrankheit wegen aufsucht, eine Fieberkrankheit durchgemacht hat. Ja, er kann noch mehr aus der Veränderung des Haares herauslesen. Er weiß, um wieviel ein Haar durchschnittlich in einem bestimmten Zeitraum, in einer Woche oder einem Monat, wächst, und wenn er dann zusieht, wie weit von der Haarwurzel die schwächere Haarstelle entfernt ist, kann er dem Patienten sagen, daß er vor so und so langer Zeit eine Krankheit hatte, und der Patient erstaunt nicht selten darüber, daß der Arzt ihm diese Mitteilung machen kann, ohne daß der krank Gewesene selbst etwas davon gesagt hat. Bei Männern freilich, die sich ja die Haare häufiger abschneiden lassen, kann diese Krankheitskenntnis nicht nach gar so langer Zeit vorzukommen, weil eben inzwischen schon die verdünnte Haarstelle abgeschnitten ist; Frauen aber pflegen das Haupthaar niemals schneiden zu lassen, bei ihnen bleibt also auch die veränderte Stelle des Haares noch lange erhalten, und bei ihnen kann der Arzt seine Beobachtung auch noch nach längerer Zeit machen.

Literarisches.

Ernst Preezang: „Im Strom der Zeit“. Gedichte. (Stuttgart, 1908. Verlag F. G. W. Diez Nachf.) Nicht der Titel, der in diesem Falle konventionell und verbraucht anmutet, sondern

der Inhalt ist hier entscheidend. Was in den Blättern eines Buches geborgen ist, gilt als Äußerung des Autors. Wenn er ein unbeschriebenes Blatt geliebt, wird auch farblos nichtsagend sein, was er gedacht und gedichtet hat. Der Kenner wird ihn sich zusammenlesen müssen aus Zeilen, die anderen, dritten Individuen eigen sind. Ich sage mit Vorbedacht: der Kenner; denn es gibt Leute, denen Talent nicht abgesprochen werden kann, die aber trotzdem bloß eine virtuose Assimilationsfähigkeit besitzen. Unseren Poeten aber bewegt, indem er die Leiden und Kämpfe seines persönlichen Daseins bloßlegt, zugleich die gewaltige Idee des Vorwärtsdrängens. Seine Schmerzen sind die Schmerzen aller, seine Streite und Siege sind auch die der Allgemeinheit. Beim arbeitenden Volke in erster Linie ist mithin der Platz, wo dieser Dichter hingehört, weil er hier wahrhaft verstanden wird. Man schlage sein Buch auf, wo man wolle: überall zeigt sich die befreiende, veredelnde Macht des Sozialismus. Und diese Kraft löst wieder in reinen, weißhellen Klängen. Da ist nichts von hohler Phrase. Bei Preezang ist alles echt und alles tief.

Wir wollen aufwärts steigen.
Es führt ein Weg zum höchsten Grat
Durch Dornen und Gestein.
Wir schlagen in den Felsen
Die Stufen uns hinein.

Das ist mehr als Hoffnung und Glaube; das ist jubelndes Siegesbewußtsein! Ich sage also: wo wir Preezangs gewichtiges Buch aufschlagen, sei es bei den prachtvollen „Sozialen Gedichten“, die nahezu die Hälfte des Bandes füllen, sei es die Rubrik „Aus Natur und Wanderschaft“, wo das Echo von der Kraft des Versens symbolisch mit dem Echo des vollstimmigen Emporprossens zusammenklingt, sei es bei dem Zyklus „Liebe“, der die eigene Welt des leuchtend proletarischen Empfindens, aber auch des proletarischen Not- und Kampflebens zart enthüllt, sei es endlich die Abteilung „Versmischte Gedichte“, wo Ernstes und Nachdenkliches, Lebenstöne und sinnbildliche Deutlichkeiten ineinanderbeben: — allüberall spricht ein echter Poet. Preezangs Vers- und Gedankenrhythmus bildet eine schöne Harmonie. Seine bewundernswerte Formvollendung wird erklärlich durch die Quelle eines tiefen Gemütslebens, aus der sie hervorprudelt und durch welche sie ihre besetzte und befehlende Melodie empfängt.

Aus dem Tierreiche.

Die Familie der Giraffen. Obgleich die Giraffe in keinem größeren zoologischen Garten zu finden pflegt, ist es doch nicht allzu lange bekannt, daß die Gattung der Giraffe eine ganze Reihe von Arten oder Unterarten enthält, die sich durch die Form des Schädels und das Fell unterscheiden. Die englischen und deutschen Naturforscher unterscheiden deren nicht weniger als elf, die in wohl abgegrenzten Gebieten zu Hause sind, da ja das Vorkommen der Giraffe stets an den einer bestimmten Baumart, der *Acacia giraffae*, gebunden ist, deren Laub ihre Lieblingsnahrung bildet. Die Menagerie des Jardin des Plantes in Paris hat nun, wie in dem Sitzungsbericht der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgeteilt wird, ein besonders interessantes Giraffengemälde erhalten, dessen Studium eine wertvolle Bereicherung der zoologischen Kenntnisse verspricht. Es ist ein junges Tier aus der Gegend von Timbuktu, d. h. aus der nordwestlichen Ecke des gesamten Verbreitungsgebietes. Es ist wohl die erste Giraffe aus jener Gegend, die man lebend zu beobachten Gelegenheit hat, da die Giraffe der zoologischen Gärten und Menagerien fast ausschließlich aus Oberägypten stammt, sie gehört zum Typus der Giraffe des südlichen Sudan und ist ein Männchen von neun Monaten, das nur zweieinhalb Meter hoch ist. Das Fell weist polygonale verstreute Flecken von hellkastanienbrauner Farbe auf weißlich-gelbem Grund auf. Der Sudan-Typus tritt in der Zeichnung dadurch hervor, daß mehrere Flecken an der Wasse des Halses und an den Schultern ein „Kuge“ in hellerer Färbung besitzen. An der Spitze der Hörner stehen große, schwarze Haarbüschel. Die Kopfform ist sehr eigenartig. Die Schwänze ist spatelförmig abgeplattet, und die Klüfeln treten nur hervor, wenn das Tier einen Gegenstand beschnuppert. Die Oberlippe ragt sehr stark über die Unterlippe vor. Die Schädelbildung nähert sich der Form der Giraffen aus Nordafrika und Nigeria. Im allgemeinen zeigt das Tier die Eigenschaften, die man mit Hinblick auf seinen Ursprung erwarten konnte. Ganz selbstverständlich ist dies jedoch nicht, da die meisten Säugetiere Senegambiens, namentlich die Affen und Antilopen, sich sehr deutlich von denen des östlichen Afrika unterscheiden. Die Mittelform zwischen der nubischen Art einerseits und der in Nigeria und Nordafrika heimischen andererseits ist zum erstenmal zur Beobachtung gelangt. Jedenfalls hebt sich diese ganze Gruppe scharf von der Giraffe des Somalilandes, der des Kilimandscharo oder des Gebietes der großen Seen und der von Ostafrika ab. Namentlich die Zeichnung unterscheidet die verschiedenen Arten in sehr augenfälliger Weise. So stehen bei der Somali-Giraffe die Flecken so dicht, daß sie fast zusammenschießen und man einfach ein weißes Netz auf braunem Grunde sieht.